

Radu Țuculescu

**NETZGERE
KENNEDY**

(Zarte Nebenwirkungen der globalen Erwärmung)

Roman

Aus dem Rumänischen von Peter Groth

mitteldeutscher verlag

Radu Țuculescu, geb. 1949 in Târgu Mureș (Rumänien), Romancier, Dramaturg und Übersetzer aus dem Deutschen. Er studierte am Konservatorium Violine, musizierte im nationalen Symphonieorchester Rumäniens und arbeitete für Theater, Fernsehen und Rundfunk. Er gilt als einer der wichtigsten Autoren der sogenannten »1980er Generation« Rumäniens. Seine Romane erschienen in Übersetzungen in Frankreich, Italien, Österreich, Tschechien, Ungarn, Serbien, Bulgarien und Israel. Für seine Werke erhielt er zahlreiche nationale und internationale Preise. »Metzgerei Kennedy« wurde Buch des Jahres 2017 (Prosa) in Rumänien.

Meiner Schwester Cristina

*»Das angenehmste Leben führen die, die nichts denken.«
(Sophokles)*

*»Wo man kein Lachen hört, dort verweile nicht.«
(Heinrich Heine)*

*»Wenn ich ein rechtes Buch entdecke, dann trinke ich Bier. Ich trinke, um dem einzigartigen Herzen des Textes näherzukommen.«
(Bohumil Hrabal)*

Freitag

Feine, langen Bändern ähnelnde Nebelschwaden aus gespenstischem Weiß waberten durch den Morgen. Sie schlängelten sich feucht und fast anzüglich durch die drückend warme Luft, die wie eine unsichtbare Glocke über der kleinen Ortschaft Untermond lag.

»Wir werden noch elendig verrecken«, klapperte der Storch oben auf dem Strommast, wo sich sein Nest befand.

»Werden wir, werden wir, aber jetzt müssen wir erst einmal los«, erwiderte die Störchin, »und den Kleinen zu essen besorgen.«

Die Kleinen öffneten weit ihre zum morgendlich trüben Himmel gerichteten Schnäbel und gaben zustimmende Laute von sich.

»Sie stellen sich bloß dumm«, klapperte der Storch, »sie können selber fliegen, warten aber lieber darauf, dass ihnen der Frosch in den Schnabel hüpf! Faul und unverschämt!«

»Lass nur das Herumgeklapper. Wir sollten los, bevor uns die Hitze erwischt«, klapperte die Störchin und breitete widerwillig ihre Flügel aus.

»Na gut«, klapperte der Storch, »wahrscheinlich finden wir ja auch heute wieder nichts ...«

»Alte Unke!«

»Wer unkt denn hier?«, fragte der Storch, bevor er im Nebel verschwand.

Die Störche hoben gerade von der Spitze des Mastes vor seinem Haus ab, als Flavius Kasian weit das Schlafzimmerfenster öffnete. Er trug einen Pyjama und Hausschuhe in einer undefinierbaren Farbe.

Matilda schlief gleichmäßig atmend, ungerührt angesichts der großen und kleinen Probleme der Welt. Flavius Kasian hatte es geschafft, sie auf die Seite zu drehen. Damit hatte er sie auch dieses Mal gerettet. Wenn sie auf dem Rücken schlief, brachte Matilda mit ihrem Schnarchen selbst das Storchennest zum Beben. Das war nicht weiter problematisch, sondern nur eine Frage der Gewohnheit. Die Gefahr lag woanders. Matilda könnte an ihrer eigenen Zunge ersticken, wie es schon anderen ergangen war. Sie fiel ihr in den Rachen und aus dem Schnarchen würde das Röcheln eines Menschen kurz vor dem Exitus. Nach mehr als zwanzig Ehejahren erschreckte sich Flavius Kasian nicht mehr. Dennoch war er jedes Mal beunruhigt, weshalb er sie behutsam auf die Seite wälzte. Inzwischen gelang ihm das, ohne dass sie aufwachte. Was bei Matildas vielen Kilos eine echte Kunst war. Er musste sie an einer bestimmten Stelle zwischen den Rippen kitzeln, sodass sie eine kleine Bewegung machte, um sie dann – im rechten Augenblick – mit Leichtigkeit umzudrehen, während sie seufzte und unverständlich vor sich hin brummte.

Flavius Kasian stand am geöffneten Fenster und atmete ein paar-mal tief ein. Die Morgenluft verlor bereits ihre Frische.

Viel zu früh, sagte er sich, um diese Uhrzeit sollte es noch kühler sein.

Er zuckte mit den Schultern. Das war nicht so wichtig. Etwas anderes beschäftigte ihn, ein Ereignis, das ihm einen erwartungsvollen Schauer über den Rücken jagte.

Auch wenn es erst Montagmorgen stattfinden sollte, beherrschte es ihn schon jetzt, wie den Hungrigen der Gedanke an einen saftigen Braten!

»Ich muss Avram anrufen«, sagte er und blickte auf die Pendel-

uhr an der Schlafzimmerwand. Es war kurz nach fünf. »Zu früh«, murmelte er verärgert, während er seine morgendliche Unruhe zu ignorieren versuchte. »Er meldet sich, wenn er fertig ist. Das hat er mir versprochen.«

Flavius hatte das Haus von seinen Eltern geerbt, nachdem eine Krankheit sie vor einigen Jahren dahingerafft hatte.

Nach ihrem Ableben hatte Flavius größere Veränderungen vorgenommen. So hatte er das Haus um eine Etage erweitert und für sich und seine Frau eine Wohnung dort eingerichtet. Sie hatte eine durchschnittliche Größe für ein Paar ohne Kinder und ohne Ausichten, eines zu bekommen. Nach vielen Arztbesuchen und Untersuchungen anerkannter Spezialisten in Klausenburg, einer drei- unddreißig Kilometer von Untermond entfernten Stadt, war man zu dem Ergebnis gekommen, dass Flavius unfruchtbar war. So war er geboren, so hatte ihn die Natur gemacht. »Meine Spermatozoen können sich nicht fortpflanzen«, hatte er den versammelten Freunden auf der Kegelbahn mit wenigen Worten und einigermassen beschämt über seine Unfähigkeit erklärt.

»Das muss dir nicht leidtun«, hatte der Maler Avram ausgerufen. »Du hast einen Vorteil. So läufst du nicht Gefahr, irgendein junges Ding zu schwängern!«

Flavius Kasian sah ihn an wie ein Kindergartenkind, das eben von seiner Erzieherin wegen einer Kleinigkeit gescholten worden war. Noch nie hatte er Matilda betrogen. Er war vollkommen frei von solchen Absichten und fühlte sich rein wie ein gut gesäuberter Rinderdarm.

»Es ist niemals zu spät«, sagte Sami Goldenberg, der das vom Maler vorgegebene Thema fortspann. »Die Treue ist nicht unbedingt ein Grund zum Stolz. Das Leben ist voller Überraschungen. Sowohl guter als auch schlechter ...«

»... und roher und getrockneter, saftiger und würziger, wie Würstchen oder Schinken«, beendete Flavius den Satz.

»Alles hat noch seine Zeit«, schloss Avram und deutete das weise Lächeln eines reifen Mannes an. Der Maler war noch jung, zählte an Lebensjahren ungefähr die Hälfte von Flavius. Doch in Untermond gab es keine Altersunterschiede. Denn das Alter war auch nur eine Zahl, wie Sami Goldenberg oft erklärte.

»Ihr könntet eins adoptieren«, schlug der Kegelschiedsrichter vor, selbst überrascht von seiner Idee.

»Vielleicht etwas spät in unserem Alter«, sagte Flavius und schüttelte den Kopf. »Da hat Matilda das letzte Wort. Für mich gibt es jetzt andere Prioritäten ...«

»Adoptiert doch einen kleinen Flüchtling«, witzelte Avram weiter. »Die Mode mit den Vietnamesen ist zwar vorbei, doch es gibt neue Angebote. Überdies eine gute Gelegenheit, um eine Fremdsprache zu erlernen und neue Beziehungen zu knüpfen, sogar international! Das kann dir von großem Nutzen sein, wenn du deine Metzgerei eröffnest!«

Alle brachen in lautes Gelächter aus, Flavius eingeschlossen.

In Untermond hielt sich eine Verstimmung für höchstens drei Stunden.

»Ich habe einen verdammten Sinn für Humor, doch wir sollten die Kirche im Dorf lassen!«, schloss Flavius Kasian.

»Oder das Schwein«, ergänzte der Maler und beendete damit die Variationen zum Thema Spermatozoen des Metzgers.

Avram war auf die Idee gekommen, die Buchstaben auf dem Ladenschild der Metzgerei mit verschiedenen Fleischprodukten darzustellen. Das würde dem Ganzen eine besondere Note geben. »Aus pikanten Würstchen zum Beispiel ein M. Den Buchstaben E aus einer rosigen Kalbsleber, das T wäre der Schenkel eines im Freigehege aufgewachsenen Hähnchens, das ohne Verwendung genmanipulierten Getreides gefüttert worden war, der Buchstabe Z eine dicke Kaltabosch – die berühmte rumänische Kochwurst –, der Buchstabe G ein feines Schweinsfilet, im unteren Teil zart gedreht,

das R aus Bries und das I ein Rippchen und darüber der schnuckelige Truthahnhoden eines Jungtiers, und der Buchstabe K aus ...«

»Das reicht«, unterbrach Flavius abrupt die Begeisterung des Künstlers. Er unterstrich seinen Ausruf mit einer entschiedenen Geste der rechten Hand, als würde er mit dem Hackmesser zuschlagen. »Den Namen ›Kennedy‹ schreiben wir ohne irgendwelche Schnörkel, mit fetten Buchstaben, seriös und gut lesbar!«

»Einfache große Druckbuchstaben?«, fragte Avram ohne jede Ironie. Der Metzger hatte ihn zwar in seiner ausschweifenden Fantasie gebremst, aber er hatte recht. Ein optischer Gegensatz der zwei Wörter auf dem Aushängeschild – das würde so noch köstlicher sein!

»Hm ... was meinst du dazu?«, fragte Flavius statt einer Antwort.

»Ich?«

»Du bist schließlich der Künstler, hast ein Diplom von der Hochschule und das Talent mit dem Schöpflöffel gefressen. Das ist die Wahrheit, ich lobe dich nicht aus Eigennutz ...«

Der Maler Avram erkannte, dass seine Künstlerehre wiederhergestellt war, und hob nachdenklich die fast blonden Augenbrauen. Es folgte ein Moment des Schweigens, erfüllt von intensivem Nachdenken, dann sprach er mit der Ernsthaftigkeit eines Universitätsprofessors oder eines Kunstexperten:

»Eine perfekt kalligrierte Handschrift wäre dem vorzuziehen. Sie strahlt Wärme und Sympathie aus, löscht jede Spur von Widerspruch, wirkt anziehend auf den Betrachter und motiviert ihn mit milder Entschlossenheit. Der Passant, der seinen Blick gen Himmel richtet und das Aushängeschild liest, wird sich auf der Stelle in einen Kunden verwandeln! Wir haben unser Ziel erreicht!«

»Hab ich es doch gesagt, du bist ein Talent!«, rief Flavius begeistert. »Ein junger Maler voller genialer Einfälle! Du hast recht, eine Handschrift strahlt Wärme aus, vermittelt Nähe, bietet Vertrauen. Bravo, Avram, ich zähle auf dich!«

Wie ein echter Profi präsentierte Avram verschiedene Ausführungen. Schließlich einigte man sich auf eine. Der Kontrast zwischen den beiden Wörtern auf dem rechteckigen Aushängeschild war umwerfend, witzig und zugleich herausfordernd. Würstchen, Markklößchen, Hoden, Rippchen, ja sogar eine Entenbrust symbolisierten die Metzgerei, während der Name von klassischer Nüchternheit war, von einer riesigen Gänsefeder schwungvoll hingeworfen, in venezianischem Rot, königlicher Draperien würdig.

METZGEREI KENNEDY

Flavius' Traum war die Eröffnung einer eigenen Metzgerei, in der man sein Können und seine Leidenschaft bei der Zubereitung von Fleischprodukten bewundern könnte, und sein Ruhm sollte erstrahlen – weit über die Grenzen Untermonds hinaus. Viele Jahre hatte er den großen Schlachthof seines Cousins in Klausenburg geleitet. Während der letzten drei Jahre war der vegetarische Dichter Noni dort sein Lehrling gewesen. Ein anständiger Junge, der ihm hoffentlich auch hier noch lange Zeit zur Seite stehen würde.

In drei Tagen würde sich Flavius' Traum erfüllen. Am Montagmorgen um Punkt zehn Uhr sollte die feierliche Eröffnung der Metzgerei Kennedy stattfinden.

Als der Maler Avram zum ersten Mal hörte, welchen Namen Flavius gewählt hatte, musste er lauthals lachen.

»Ich habe schon damit gerechnet, dass so mancher blöd lachen würde, doch du überraschst mich«, sagte Flavius ohne eine Spur von Groll in der Stimme.

»Entschuldige«, stammelte Avram, »ich konnte mir das Lachen nicht verbeißen. Es klingt irgendwie ... seltsam, nicht? Die Leute werden sich fragen, wer dieser Mensch war. Ein berühmter Metzger? Ein Koch, der ein köstliches Wurstrezept ersonnen hat oder ein Filet im eigenen Saft? Viele haben ja keine Ahnung ...«

»Das können sie schnell herausfinden, sie müssen nur kurz mit dem Finger über ihr Smartphone wischen! Kein Nachdenken nötig! Ich bin ein alter Fan von Kennedy, ich habe viele Bücher über ihn gelesen, Dokumentationen gesehen und mehr oder weniger künstlerische Filme. Wo liegt das Problem? Ich kann über die Tür meiner Metzgerei hängen, was ich will! Punkt!«

Avram sah ein, dass es reine Zeitverschwendung war, weiter über dieses Thema zu diskutieren. Eigentlich war es ja auch Flavius' Angelegenheit. Seine war es, das Schild zu malen und seiner Fantasie freien Lauf zu lassen – im Rahmen des erhaltenen Auftrags. Denn hin und wieder hatte er es mit wahren Dickschädeln und deren unerträglichen Starrsinnigkeit zu tun. Das war bei dem Metzger nicht der Fall, zu dem er in freundschaftlicher Beziehung stand. Und Flavius hatte recht. Der Name Kennedy auf dem Schild der Metzgerei musste respektiert werden, selbst wenn er so manchem gar nichts sagte und nur vage die Erinnerung an eine längst vergangene Epoche weckte.

Flavius Kasian war ein Mann jenseits der fünfzig, der selbst dann einen gut gelaunten Eindruck machte, wenn er aufs Äußerste verärgert war und ihn alle Teufel piesackten. Ein Widerspruch? Vielleicht, doch solche Momente kamen nur selten vor. Flavius wusste, dass ein echter Metzger eine perfekte Selbstbeherrschung benötigt, außerdem die Präzision eines Mathematikers. Wenn man mit dem Tranchieren begann, durfte man sich weder durch wirre Gedanken ablenken noch von Nervosität quälen lassen, noch durfte man wutentbrannt mit Hacke, Axt oder Säge um sich werfen. Die nötige Konzentration entsprach der eines Elite-Scharfschützen. Nach dem Tranchieren, dem Häuten und Entbeinen folgte die Zubereitung. Dafür musste man zum wahren Künstler werden. »Wenn man seine Fantasie nicht freisetzt, bleibt man ein simpler Handlanger«, pflegte der Metzger Flavius zu sagen.

Avram war siebenundzwanzig Jahre alt. Er war groß und dürr

wie eine Bohnenstange. Mit seinem Bart und der rötlichbraunen Mähne, dazu einer runden Brille mit dünnem Drahtgestell, ähnelte er John Lennon. Er hatte die Grafikklassse der Kunstschule in Klausenburg absolviert und sich mit dem einfachen Diplom zufriedengegeben.

Er fand eine Anstellung als Lehrer an der Hauptschule Nr. 1 in Untermond, die er früher selbst besucht hatte. Gerne dachte er an jene Zeiten zurück. Sein Gehalt war miserabel, doch die Arbeit angenehm und fast ohne Verantwortung, außerdem stand ihm viel Freizeit zur Verfügung. Die Kinder zeigten sich interessiert, auf möglichst exzentrische Weise in ihren Zeichenheften herumzukurkeln. Das gefiel ihm. Gelegentlich erhielt er auch Aufträge zu verschiedensten Anlässen, Jubiläen, Geburtstagen, ein Geschenk für den Arzt oder einfach nur etwas, um es an die leere Wand im Wohnzimmer zu hängen. Avram verlangte nicht viel für seine Arbeit, um seine Kunden nicht zu vergraulen. Er malte auch Bilder mit Blumen, idyllische Landschaften, barbusige Zigeunerinnen, Melonenscheiben, Hunde und Katzen, ja sogar Vögel. Keine Porträts. Noch nicht. Und wenn die Kundschaft wünschte, dass er das Bild signieren möge, dann stieg der Preis, wobei jedes Verhandeln ausgeschlossen war.

Schließlich war die Signatur ein Siegel, ein persönlicher Abdruck, ein Name, der dem Talent gegeben wurde. Mit dieser deutlichen und unmissverständlichen Erklärung blieb die Menge der Kunden, die dennoch um eine Signatur auf dem Werk baten, ohne jede materielle Bedeutung.

Rein zufällig – wie es im Allgemeinen mit rettenden Ideen geschieht – war Avram eine in ihrer großartigen Einfachheit überraschende Idee gekommen, die seinen Ruf als Künstler schnell und gründlich verbreitet hatte.

Die Kegelbahn war ein Ort, der von den Bewohnern Untermonds oft frequentiert wurde. Und nicht nur vom männlichen Bevölke-

rungsanteil. Immer häufiger traten auch weibliche Personen an den Spielbahnen in Erscheinung, die bereit waren, den Männern ebenbürtig die Stirn zu bieten oder mit ihnen gemischte Mannschaften zu bilden. Ihre Anwesenheit verlieh dem Ganzen einen neuen Glanz und erhitzte die Gemüter. Eine wahre Herausforderung.

Avram überließ zumeist den anderen das Feld und bevorzugte die Position des einfachen Zuschauers. Das kam daher, dass er die Umriss der aufgestellten Kegel am anderen Ende der Bahn nicht so gut erkennen konnte. Im Alleingang zu spielen wäre katastrophal gewesen, und natürlich wollte ihn auch niemand in seiner Mannschaft haben.

Außerdem fühlte er sich gut in der Rolle des Zaungastes. So war er losgelöst von der Aufregung der Spieler, der nervösen Anspannung, in die sie oft verfielen, den aufkommenden Diskussionen ohne ernsten Hintergrund, den boshaften ironischen Bemerkungen, den herausgerutschten Beleidigungen mit oder ohne Adressaten.

»Mensch, wenn der Kegel da in der Mitte die Visage meiner Schwiegermutter hätte, würde ich ihn voll erwischen und ihm das Gehirn durchrütteln!«

Der Satz des Spielers wirkte, als hätte man auf den Startknopf einer Rakete gedrückt.

»Ich male es!«, sagte Avram und sprang auf, angespornt von dem Schwung der Inspiration. Wie ein Pfeil, von der gespannten Sehne abgeschneht.

»Was sagst du, Avram?«

»Ich kann dir die Visage deiner Schwiegermutter auf den Kegel malen, das habe ich gesagt.«

»Verdammt! Du meinst also, du verwandelst den Kopf des Kegels in ... den Kopf meiner Schwiegermutter?«

»So ungefähr.«

»Wie, so ungefähr?«

»Der Kegel bleibt intakt. Ich male nur die gewünschte Visage ...«

»Du bist großartig, Maler! Mit der Schwiegermutter in der Mitte werde ich alle mit einem Schlag umhauen! Wie das tapfere Schneiderlein den Fliegenschwarm!«

Die Begeisterung der Kegelbrüder entlud sich wie ein Sommergewitter. In wildem Durcheinander versammelten sich alle um den Maler und begannen, ihn mit Bestellungen zu bombardieren. Avram machte eine entschlossene Handbewegung, damit alle für einen Moment schwiegen. Er zog ein Heft mit unbeschriebenen Seiten hervor. Es steckte in der grünen Leinentasche, die ihm jeden Tag über der rechten Schulter hing, als wäre sie dort angewachsen, wie ein Teil seines lang gestreckten Körpers.

Sofort bildeten sich Gruppen auf der Grundlage gemeinsamer Antipathien.

Mit einem schwarzen Bleistift, den er während einer Studienfahrt im Kunstmuseum Beyeler in Basel erworben hatte, notierte er akribisch die Wünsche eines jeden. Er stellte sich bereits die Gesichter derjenigen vor, denen die leidenschaftlichen Kegel ihren Gnadenstoß geben würden, wobei sie die Kugel mit doppelter Konzentration und Anspannung warfen. Mit doppeltem Ansporn. Der energetische Fluss würde sich in Richtung Ziel entladen, ausgehend vom Kopf, genauer vom Gehirn, und weiter in den Arm laufend. Vom Arm strahlte er in die Fingerspitzen und breitete sich in der dichten Materie der Kugel aus. Diese würde dann wie eine Kanonenkugel auf die unsympathischen Visagen abgefeuert werden, auf die Gestalten, die es verdienten, umgemäht und dem Boden gleich gemacht zu werden!

Der Nachbar im Treppenhaus, der aus dem Mund riecht, dass es einen ins Grab bringt, der Präsident des Landes mit seinem glotzenden Blick, die Schwiegermutter mit ihren böswilligen Bemerkungen, der Chef mit seinen unverschämten Ansprüchen, der Erziehungsminister, der ein rechter Analphabet ist, der Schieds-

richter Ene, der Fußballergebnisse verkauft hat, dieser Ochse beim Fernsehen mit seinen idiotischen Talkshows, der niederträchtige Postbote, der mir die Zeitung immer vor den Briefkasten wirft, die Klassenlehrerin des Sohnes – diese Kuh, die meinem süßen Jungen jedes Mal eine schlechte Note im Betragen gibt, die Schlampe, der ich nicht mal die Stirn küssen darf, die dummen und arroganten Parteichefs, die Parlamentarier und Senatoren, überhebliche Trottel, die Sekretärin mit dem fetten Hintern, die immerzu mürrisch ist, dieser Höhlenmensch von einem Premierminister ...

Vor allem die politischen Antipathien förderten den Reiz des Spiels mit Kugeln, stellvertretend gewissermaßen für Kanonenkugeln, und steigerten den Wettbewerbsgeist. Sehr zur Freude des Kegelbahnbesitzers.

Die Bestellungen trafen am laufenden Band ein. Avram erhielt Bilder, die aus der Zeitung herausgerissen waren, ausgedruckt oder per Mail zugeschickt wurden. Wie man weiß, wandeln sich Antipathien häufig ... in Sympathien, und umgekehrt. Dann entfernte Avram das Bild vom Kegel und ersetzte es durch ein anderes, je nach Laune der Spieler. Ihm war es einerlei, wen er malte. Er hatte immer genug zu tun, was ihm neben seinem Lehrergehalt ein anständiges Einkommen sicherte.

»Das hat er sich auch verdient. Es ist nicht so einfach, all die Visagen dieser unsympathischen Widerlinge und Zicken zu malen!«

»Und zwar so, dass eine Ähnlichkeit vorhanden ist!«

»Mit Talent wird man geboren, man erwirbt es nicht! Umsonst geht man zur Schule!«

»Und bleibt trotzdem ein Niemand!«

Die Kommentare der Kegler rollten mit brillanter Fröhlichkeit über die Kegelbahn wie jene blankpolierte Kugel auf ihrem zerstörerischen Weg.

Auch Flavius Kasian zog es vor, einfacher Zuschauer zu bleiben. Er genoss die Auseinandersetzungen der Spieler mit ihrer komi-

schen Ernsthaftigkeit, und manchmal provozierten sie ihn zu einer absichtlich schroff klingenden Erwiderung.

Die Kuckucksuhr tickte rhythmisch und schluckte die Zeit mit derselben ewigen Gleichgültigkeit. Flavius Kasian ging ziellos durch das Zimmer mit den großen Fenstern. Matilda schlief nach wie vor und schnarchte leise, ohne sich zu rühren. Es war bald Mittag und sie war noch nicht aufgewacht. Seltsam. Das war recht ungewöhnlich. Ratlos zuckte der Metzger mit den Schultern. Er hatte wichtigere Dinge zu erledigen.

Die Wärme drohte noch unangenehmer zu werden, fast aggressiv, vor allem in der oberen Etage.

Er beschloss, auf den hinteren Balkon hinauszugehen, der sich oberhalb des Gartens und der Obstbäume befand. Behutsam durchquerte er die Wohnung. Es hatte keinen Sinn, Matilda zu wecken. Das würde ihn noch mehr durcheinanderbringen und seine Anspannung nur vergrößern. Die Anspannung vor der Eröffnung, die ihn bereits nervös machte.

Er setzte sich in den Schaukelstuhl und wiegte sich im regelmäßigen Rhythmus eines Uhrwerks. Nur mit Mühe hielt er sich davon ab, Avram anzurufen. Freitagnachmittag sei das Firmenschild fertig, das hatte er versprochen. Er werde in einen Lieferwagen klettern und herkommen, um ihm bei der Anbringung zu helfen. Schlicht und einfach. Also, kein sinnloses Aufregen, Herr Flavius. Das war leicht gesagt, doch nur schwer umzusetzen.

Er schloss die Augen. Die Wärme des Nachmittags setzte sich auf seine Lider, wie große, warme Schneeflocken. Er stellte sich eine riesige Schaukel vor, in der er ausgestreckt lag, wie ein sorgloses Kind.

Ein Stückchen frisches, dampfendes Fleisch.

Ein kleines Kalbsfilet, süß und appetitlich.

Noni war sein junger Gehilfe. Epaminonda Tiliu. Flavius kannte Nonis Vater gut. Er war Schuhmacher, ein im Verschwinden begriffenes Handwerk, und trug im Gesicht den Ausdruck beständiger Naivität. »Wie bist du auf diesen Namen gekommen?«, hatte Flavius den Schuhmacher nach der Taufe des Jungen gefragt. »Ich nicht, die Frau ...«, entschuldigte sich Nonis Vater, dann zuckte er hilflos mit den Schultern. »Aha«, sagte der Metzger und beendete so das Gespräch über dieses Thema.

Epaminonda Tiliu war ein vegetarischer Dichter. Eine solche Zuschreibung konnte Verwunderung wecken, doch die Dinge hatten sich auf ganz natürliche Weise ergeben.

Bereits in seinem letzten Jahr im Ganztagskindergarten hatte Noni eine gewisse Neigung zur Poesie gezeigt. Eines Tages kündigte er der Erzieherin nach dem Mittagsschlaf an, dass er ihr ein Gedicht aufsagen wolle, das er sich ausgedacht hatte! Entzückt hörte die Kindergärtnerin ihm zu und Noni präsentierte in einem Atemzug seine erste Schöpfung:

*Der Mond ist da oben, da unten sind wir
Die Nacht hat tausend Sterne
Die Jungen schlafen im Bettrevier
Auf weichen Matratzen so gerne
Und die Mädchen ebenso
Ohne Höschen am Popo.*

Die Erzieherin lobte die Eltern. Mama war entzückt über das Talent ihres lieben Jungen, doch der Schuhmacher maulte:

»Er sollte aber wenigstens ein Handwerk lernen, denn mit der Dichterei allein wird er verhungern!«

Die Worte des Schuhmachers klangen geradezu prophetisch.

So wurde aus dem Dichter Epaminonda Tiliu ein Metzgergehilfe. Zum Vegetarier war er geworden, nachdem er Heike, das hüpfende

Mädchen, kennengelernt hatte. Sie überzeugte ihn schnell von den Vorzügen einer Ernährung ohne jede Art Fleisch, wenn auch nicht ohne Milchprodukte.

»Jede Übertreibung beinhaltet Risiken«, erklärte ihm Heike, wobei ihr Mund die Form einer fleischigen und saftigen Pflaume annahm.

»Wie zum Teufel kann es sein, dass du als Metzgergehilfe Vegetarier bist?«, wurde Noni häufig gefragt.

»Es stört mich wirklich kein bisschen«, erklärte er dann gelassen. »Das ist ein Gegensatz, der mich sogar inspiriert!«

»Und du hältst die ganzen Gerüche, das viele Blut, das Köpfen und Entbeinen einfach so aus?«

»Natürlich. Das macht mir gar nichts aus«, antwortete Noni mit dem gleichen strahlenden Ausdruck im Gesicht.

»Wird dir davon nicht schlecht?«

Noni brach in lautes Lachen aus. Warum dachten nur manche Leute, dass den Vegetariern bei allem möglichem schlecht wird! Er war zwar Vegetarier, doch ansonsten ein Mensch wie jeder andere. Vegetarier zu sein war eine Option. Entweder entschließt man sich von sich aus dazu, oder man lässt sich überzeugen, von einem zierlichen flinken Wesen mit der feinen Haut einer frischen Nektarine und einem Mund wie ein blutroter Granatapfel.

»Epaminonda Tiliu, vegetarischer Dichter, Metzgergehilfe!«

So stellte sich Noni am liebsten vor, mit fester, geradezu ernster Stimme, doch nicht ohne Augenzwinkern.

Flavius Kasian gefiel die Vorstellung eines vegetarischen Gehilfen, der obendrein noch Dichter war. Manchen kam das merkwürdig vor, andere hielten es für etwas Besonderes. Er sah darin eine weitere Möglichkeit, Kunden anzulocken. Wer einmal das Geschäft betreten hatte, verließ es nicht mit leeren Händen.

Er schlug Noni vor, ein paar Verse über die zukünftige Metzgerei Kennedy zu schreiben. Mit dem typischen Enthusiasmus von De-

bütanten, die von ihrer Berufung überzeugt und von Kopf bis Fuß mit Optimismus überzogen sind, sagte Noni:

»In Ordnung, Chef! Ich werde ein paar einfache und klare Verse verfassen, damit sie ein jeder versteht. Ich werde sie in der ganzen Stadt aufsagen. Sie werden von Mund zu Mund getragen werden, wie die Folklore zur Zeit unserer Vorfahren. Und damit mache ich ... was?«

»Ja, was denn?«

»Reklame! Umsonst! Sie wird sich schnell verbreiten, wie Klatschgeschichten!«

»Bravo, Noni! Ich wusste, dass du ein gescheiter Junge bist, aber jetzt übertriffst du wirklich meine Erwartungen!«

»Mir ist gerade eine mörderische Idee gekommen!«

»Ach du lieber Gott!«

»Ich meine ... eine geniale Idee! Ich werde ein Gedicht schreiben und es den Jungs von ›Fliegentod‹ geben. Das sind alte Freunde von mir. Sie sollen eine fröhliche, schwungvolle Melodie dazu komponieren, die sie dann Samstagabend spielen. Zwei Tage vor der Eröffnung.«

»Mir fehlen die Worte. Es ist eine Schande, dass du Vegetarier bist. Sonst hätte ich dich auf der Stelle zu einer Portion Mark à la Flavius Kasian eingeladen!«

Die Band »Fliegentod« bestand aus vier jungen Männern und einer jungen Frau. Drei Gitarren, Schlagzeug und ein Saxofon, das von Cezara mit einer solchen Leichtigkeit und Fingerfertigkeit gespielt wurde, als hätte sie eine einfache Buchenpfeife in ihren Händen. Sie war groß und schlank, mit milchfarbenem Teint und dichtem, schwarzem Haar, das sie kurz wie ein Junge trug, dazu erstaunlich große Augen, schwarz und tief wie Vulkankrater. Manchmal nahm Cezara das Mundstück des goldglänzenden Saxofons zwischen die Lippen und improvisierte mit den Jungen. Es gab auch Momente, in denen ihr Instrument mit seinem auffälligen Klang zum Solisten

wurde. Dann schloss Cezara nicht die Augen, wie es die meisten Saxofonisten tun, wenn sie von den musikalischen Phrasen überwältigt werden, die sie durch den glänzenden Trichter freisetzen, sondern riss sie noch weiter auf, ergriffen von der Verwunderung und Begeisterung über die eigene Leistung. Manchmal unterlegte sie mit ihrem Instrument den Gesang von Tavu.

Was Harmonien und Rhythmus anging, brachte die Gruppe ihre Mischung aus Rock und klassischem Jazz oder vielmehr Blues fast ohne Verspieler zu Gehör. Sie standen noch am Anfang ihrer Karriere und musizierten erst seit zwei Jahren, fünf Monaten, sechs Wochen und drei Tagen zusammen. Manchmal kam es vor, dass sie zwei bis drei Noten neben der korrekten Tonart lagen oder beim Rhythmus leicht hinterherhinkten. Die so entstandenen Misstöne führten beim Publikum zu Heiterkeitsausbrüchen.

»Da fallen ja die Fliegen tot vom Himmel, wenn sie euch hören!«

Doch die Einwohner mochten die jungen Musiker, ja, sie waren sogar stolz auf sie. »Fliegendot« war die einzige Band aus Untermond, die in Klausenburg Konzerte gab und sogar schon ein paar Radioaufnahmen gemacht hatte.

Der Gründer und heimliche Kopf der Gruppe war Tavu, der Sänger und Rhythmusgitarrist. Er war ein großer Liebhaber von Pommes frites mit Mayonnaise, die er haufenweise essen konnte, ohne dass es irgendeinen Einfluss auf seine Figur hatte. Er war dünn wie eine Mücke, von mittlerer Statur und mit zwei großen Ohren gesegnet, die er durch regelmäßige Rasur seiner Haarpracht stolz zur Schau stellte.

»Dein Kopf sieht aus wie eine Kegelkugel. Eine Kugel mit Ohren!«

»Musikalische Ohren«, ergänzte Tavu und lächelte breit, mit entwaffnender Ehrlichkeit. Zu seinem großen Glück wurde er nur selten wütend und auch nur aus gutem Grund.

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Măcelăria Kennedy« bei Editura Polirom, Bukarest, Rumänien. Die deutsche Übersetzung berücksichtigt geringfügige Änderungen des Autors.

Copyright © 2017 by Editura Polirom

German edition published by arrangement with Agentia Literara Stoa

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria (im Auftrag des Bundeskanzleramts der Republik Österreich), das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK, das Ministerium für Kultur der Republik Kroatien, das Ressort Kultur der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur und nationale Identität Rumäniens, das Ministerium für Kultur von Montenegro, das Ministerium für Kultur der Republik Nordmazedonien, das Ministerium für Kultur der Republik Bulgarien, die Leipziger Buchmesse und die S. Fischer Stiftung angehören.

traduki^T

1. Auflage

Copyright © 2019 der deutschen Ausgabe

by mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Gesamtherstellung: Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)

Umschlagabbildungen: © Lila5, Steve Collender, Zerbor (shutterstock.com)

ISBN 978-3-96311-107-5

Printed in the EU

Alle Rechte vorbehalten! © Mitteldeutscher Verlag